

Die Heimarbeiterin

Organ des Gewerksvereins der Heimarbeiterinnen

Das Blatt erscheint monatlich
Mitglieder erhalten es kostenlos
Redaktionschluss am 15. jedes
Monats

Herausgegeben vom Hauptvorstande
Hauptgeschäftsstelle: Berlin W 30, Rollendorffstraße 15
Fernsprecher B 7 Pallas 2858 — Postfachkonto: Frau Elisabeth Schmidt, Berlin 671 52
Sprechstunden: werktäglich von 9 bis 4 Uhr, am Sonnabend von 9—2 Uhr

Zu beziehen nur durch die
Hauptgeschäftsstelle

Preis monatlich 25 Pfennig

Nummer 11

Berlin, November 1932

32. Jahrgang

Ach, wer doch das könnte!

Gemäht sind die Felder, der Stoppelwind weht.
Hoch droben in Lüften mein Drache nun steht.
Die Rippen von Holze, der Leib von Papier,
Zwei Ohren, ein Schwänzlein sind all seine Zier.
Und ich denk: „So drauf liegen im sonnigen Strahl! —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!“

Da guck' ich dem Storch in das Sommerneft dort:
„Guten Morgen, Frau Storchchen, geht die Reise bald
fort?“

Ich blickt' in die Häuser zum Schornstein hinein:
„Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!“
Tief unter mir sah' ich Fluß, Hügel und Tal —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!

Und droben, gehoben, auf schwindelnder Bahn,
Da saßt' ich die Wolken, die segelnden, an.
Ich lieb' mich besuchen von Schwäbchen und Kräh'n
Und könnte die Lerchen, die singenden, sehn,
Die Englein belauscht ich im himmlischen Saal —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!

Diktor Blüthgen.

Von oben gesehen.

Das Lied an der Spitze unseres Blattes haben wir als
Kinder in der Schule gelernt. Wie lange mag das bei
mancher Heimarbeiterin schon her sein! Aber wir brauchen
noch gar nicht die Aeltesten in unserem Kreise zu sein und
kannnen uns doch auf die Zeit besinnen, als die Menschen noch
nicht fliegen konnten, als sie wohl das Meer mit ihren
Schiffen und die Erde mit Wagen und Eisenbahnen befahren
konnten, aber noch sehr unzureichende Versuche machten,
in die Luft aufzusteigen. Auch heute noch steht das Gedicht
in den Schulbüchern unserer Kinder, aber unsere Jungen
lernen es mit ein bisschen Geringschätzung und einem kleinen
überheblichen Grinsen, das man nur den Vögeln nicht sehen
läßt. Ach, wer das doch könnte! Väterlich eigentlich, freilich
kann man das heute, Jungen, die im Herbst auf Stoppeln-
feldern noch Drachen fliegen lassen, werden immer weniger.
Römische Väter, die mit der langen Schnur in der Hand, dem
Drachen stundenlang nachzusehen können, ja, die sieht man
betrachte mehr. Ein richtiger Junge von heute kennt sich
genau aus in in- und ausländischen Flugzeugen, in Doppel-
und Eindecker, in Sport- und Verkehrsflugzeugen, in Do X
und D 2500. Und wenn man sie reden hört — o Vater, o
Mutter, wie werdet ihr da so klein. Wir Frauen wollen auch
ruhig zugeben, wie uns zu Mut dabei ist. Steigt ein
Flieger auf in senkrecht steiler Bahn, trübelt er dann ab
in waghastigen Kurven und rasendem Tempo, fängt er seine
Maschine wieder ab, dreht sie zum Kopfstand um, läßt sie

sich überschlagen, wir stehen dabei mit erschrockenen Sinnen
und klopfenden Herzen und können uns des Gedankens nicht
erwehren: „Der Mensch versuche die Götter nicht.“ Aber
hebt er sich dicht vor unseren Augen in schnellem, federndem
Anlauf, steigt und steigt er aufwärts in ruhiger, erhabener
Bahn, als sei er losgelöst von aller Erdschwere, leuchten
die Tragflächen silbern auf im Glanz der Sonne, ent-
schwindet das Getöse der Motoren in weiter Ferne, dann
folgen unsere Augen sehnsüchtig seiner Bahn, und im Herzen
steigt der Wunsch mächtig auf: „Ach, wer doch das könnte
nur ein einziges, nur ein einziges Mal!“ Nur ein einziges
Mal den Blick gleiten lassen über Berg und Tal und Strom
und See, nur ein einziges Mal tief unter sich liegen sehen
das Getriebe der Großstadt, das Gewimmel der Menschen,
ungehemmt sein von Mauern und Häusern und Rännen
und Bächen und Bäumen und Hügeln, die die Aussicht
versperren. Uns locken nicht mehr ferne unbekante Länder,
uns treibt nicht mehr die Sehnsucht zu forschen und zu
entdecken, aber die alte liebe Heimat sehen, das Land, in
dem wir leben, in dem wir arbeiten, in dem wir Platz
und Feld und Wald und Straßen mit Namen kennen
können, in das wir hineingewachsen sind mit tausend frohen,
mit vielem schmerzlichem Erleben, das einmal von oben
sehen — „ach, wer doch das könnte, nur ein einziges, nur
ein einziges Mal!“

Wie glücklich sind noch unsere jüngsten Kinder. Sie
hören die Worte der Großen, und ein Tisch wird ihnen
das begehrte Flugzeug und ein Schuh an der Erde der
kleine Kahn, tief unter ihnen auf blauem See. Aus diesem
glücklichen Kinderland, in dem noch jeder Wunsch Erfüllung
finden kann, müssen sie bald heraus. Wenn sie erst die
Schule verlassen, dann lebt auch für sie unter dem roten
Blitzdach kein winziges Zwerglein mehr, und aus den
Blumentischen guckt keine Elfe mehr heraus, dann schauen
sie nicht mehr mit verzückten Blicken nach schlummernden
Steinen, glatten Muscheln und schillernden Schmetterlingen,
dann haben sie kalte Augen bekommen und nennen Steine
alte Klamotten und wissen, wie man Schmetterlinge fängt,
sie aufspießt und sammelt, ob sie nützen oder schaden, und
ihre Finger streifen die zarten Farben von den Flügeln
ab. Dann kommt die Zeit, in der der Jugend nichts mehr
heilig ist. Sie haben verloren, worauf sie standen, und
noch nicht den Boden wiedergesunden, in den sie ihre
Wurzeln wieder tief, tief einsenken können. Dann kommt
die Zeit, wo Eltern und Lehrer und Führer daneben
stehen mit dem heißen Wunsche: Ach, wenn wir doch auf-
steigen könnten mit unserer Jugend, ihr von oben zeigen
könnten, was die Welt und wie sie wirklich ist, daß sie für
ihren eigenen Kummer und ihre eigenen Ärte, für ihre
Wünsche und ihre Erwartungen, für ihr Wissen und Können
das richtige Maß wiederfände, daß sie von oben den Platz
sehen könnte, an dem sie steht, von oben die Aufgabe er-
kennen könnte, die ihr zugefallen ist, „daß ihr werde klein
das Kleine, und das Große groß erscheine“. Um nichts
sind wir gegen früher weitergekommen. Wir können nicht
mit der Jugend fliegen. Ach, möchten unserer Jugend wenig-
stens Führer beiseite sein, die sie nicht unten auf staubiger

Landstraße stehen lassen, sondern sie zu Anhöhen führen, von denen der Blick wieder freier, wieder weiter, wieder froher wird.

Wie haben die Deutschen in den Jahren um die Jahrhundertwende ihr Reich so heiß geliebt! Welch überschwengliche Träume von der Welt- und Machtstellung Deutschlands, von der Bedeutung Deutschlands und von dem deutschen Wesen, an dem die Welt genesen sollte, haben uns noch bis in den Krieg hinein berauscht und beseelt. Wir wollen gern eingestehen, wir waren auch bei denen, die nichts anderes gelien ließen. Mochten Krone und Reich vergehen, das festgefügte Deutsche Reich konnte nichts und niemand erschüttern, mochten andere Bäume zerplittern im Sturm, die deutsche Eiche würde nicht einmal ihre Krone beugen. Wir schämten uns dieses glückhaften Glaubens auch heute nicht. Aber durch welche harte, furchtbar ernste Schule sind wir seitdem hindurchgegangen. Die Ideale zerbrachen mit dem schauerlichen Erkennen und Wissen, daß viel faul war im Staate, daß es mit Deutschland nicht so stand, daß alle andern an ihm ein Beispiel sich hätten nehmen können. Wir stöhnten wieder den Boden wanden, auf dem unsere Füße standen, hatten verloren und glaubten nichts dafür wiedergewinnen zu können. O Deutschland, wie wurdest du so klein. Einem ganzen Volke, einer ganzen Nation wurde unheilig, was ihr vorher heilig war. Wie mühen da heiße Herzen gebetet haben: Ach, wenn wir doch fliegen könnten, wenn wir doch unser ganzes Volk heben könnten, nur ein einziges, nur ein einziges Mal ihm zeigen, dies ist dein Platz in der Geschichte der Menschheit, dies deine Aufgabe im Leben der Völker, dies dein Weg durch die Jahrhunderte. Um nichts sind wir weitergekommen. Wir können nicht fliegen. Ach, möchten doch dem deutschen Volke Führer geschenkt sein, die es nicht am Kreuzweg hilflos stehen lassen, an dem es nicht weiß, ob es rechts oder links oder gradaus gehen soll, ob umkehren oder weitergehen in einmal eingeschlagener Richtung, Führer, die es wieder zu einer Anhöhe hinaufführen, von der der Blick freier und froher wird.

Auch im Gewerbeverein gehen wir nach glückverheißendem frohen Strecken wieder einen steinigten Weg. Dreimal haben wir schon denselben Stein aus dem Weg geräumt, der uns die Aussicht auf Hilfe in arbeitslosen Wochen versperrte, nun liegt er nach sechs Monaten wieder da, und hinter ihm sehen wir schon den neuen Stein, den man uns hingeworfen hat, von dem wir nicht wissen, wie wir da herumkommen wollen, ohne daß er uns erdrückt und die Heimarbeit vernichtet. Was mühen und quälen wir uns und merken kein Vorwärtkommen bei all dem Aufhalten, Abwehren und Eindämmen. Vielleicht haben auch von uns noch Mitglieder im Gewerbeverein wie in einem glücklichen Kinderland geseht, in dem sich's wunderschön träumen ließ und müssen jetzt durch eine Schule hindurch, in der Arbeit verlangt wird, und manchem scheint der Boden zu wanden, weil Hoffnungen aufgegeben werden müssen und Erwartungen sich nicht erfüllen. Fliegen können wir auch im Gewerbeverein nicht, wohl aber vertrauensvoll folgen und die feste Zuversicht behalten, wir kommen wieder auf eine Anhöhe, von der sich wieder eine größere Wegstrecke übersehen läßt, auf der auch wir wieder ausstreiten können.

Und es kommt für jeden einmal die Strecke Weg, die die schwerste im Leben ist, die Strecke, auf der wir ganz allein sind, auf der der liebste Weggenosse uns nicht mehr begleitet, und wir erkennen müssen, daß die Tränen, die wir beim Abschied weinten, nicht die bittersten sind, daß das tägliche Vermissten viel schmerzlicher noch ist. Dann kommen die Tage, an denen uns manche noch freundlich begleiten und wir uns auch gern ihre Begleitung gefallen lassen und daran erst recht empfinden, wieviel unwiederbringliches, unerforschbares Gut wir verloren haben. Dann wandt wieder der Boden unter den müden Füßen. Dann sehen die anderen wohl traurig daneben und erkennen, daß sie auf dem Stoppelfelde stehen und nur einen Drachen aus Holz und Papier in Händen halten, und ziehen beschämt das lustige Ding ein. Sie können ja doch den Trauern nicht bitten, einzufolgen, nach oben zu fahren und Leid und Wehen von oben zu sehen. Wir sind um nichts weitergekommen. Wir können nicht fliegen. Ach, möchte doch auch, die ihr diese Wegstrecke jetzt gehen müßt, der gnädige Gott Führer sein zu einer Anhöhe, auf der auch euer Blick wieder freier wird bis zu dem Tag, an dem wir unser Leben, Tun und Lassen von oben her sehen werden. Das wird nur einmal sein, nur ein einziges Mal — von der Ewigkeit her.

Elisabeth Thiele.

Soziale Rundschau.

Die Arbeitslosenversicherung der Heimarbeiterinnen. Wieder ist es den Bemühungen des Gewerbevereins gelungen, die Arbeitslosenversicherung für die Heimarbeiterinnen zu erhalten. Vorläufig läuft sie auf sechs Monate (ab 30. September) weiter und dann soll nachgeprüft werden, ob eine Änderung des jetzigen Zustandes notwendig ist. Angenehm ist, daß die Regierung dann endgültig von einer Ausnahme der Heimarbeiter aus der Versicherung absehen wird. Es ist ja leider nur noch ein Teil der Heimarbeiterinnen gegen Arbeitslosigkeit versichert. Viele verdienen unter 10 RM. in der Woche, Ehefrauen erhalten von Anfang an nur noch im Bedürftigkeitsfall Unterstützung.

Mindestens 250 000 hauptberuflich erwerbsbereite Heimarbeiter, von denen 70 Prozent weiblich sind, schätzt Obergerichtsrat Dr. Rawicz in einem Artikel über die Arbeitslosigkeit der Heimarbeiter und Hausgewerbetreibenden. Aus der Zahl derjenigen, die bei den Arbeitsämtern in den charakteristischen Heimarbeitsbezirken gemeldet waren, schließt er, daß rund 55 000 arbeitslos waren, und zwar etwa 30 000 Frauen und 25 000 Männer. Er folgert daraus, daß eine verhältnismäßig kleine Zahl von Heimarbeiterinnen, nämlich nur 17 Prozent, arbeitslos sind. Wir wünschten, er hätte recht; nach den Angaben unserer Gruppen sind 70 bis 84 Prozent, die Zahlen schwanken wegen der Saisonindustrie, unserer Mitglieder arbeitslos. Wahrscheinlich hat Dr. Rawicz alle die Heimarbeiterinnen, die weniger als 10 RM. in der Woche verdienen, nicht als hauptberuflich erwerbsbereit angesehen, und doch sind bei Stundenverdiensten von 15 Pf. und 18 Pf., wie sie auch Sachauskünfte als Mindestentgelte festsetzen, in fünfzig Stunden Arbeitszeit nicht 10 RM. zu verdienen. Auch Ehefrauen, deren Unterstützung, falls sie eine bekommen, dem Manne wieder abgezogen würde, gehen nicht mehr zum Stempeln, um so weniger, als die Arbeitsvermittlung der Heimarbeiterinnen nur in wenigen Fällen durch das Arbeitsamt geht.

Wie groß die Zahl der arbeitslosen Heimarbeiterinnen ist, wird sich schwer wirklich feststellen lassen; ermittelt ist aber, daß nicht einmal 17 Prozent aller Heimarbeiterinnen Arbeitslosen- oder Arztkostenunterstützung beziehen. Das genügt, um zu beweisen, daß die Behauptung der Arbeitgeber, die Heimarbeiterinnen mühten von der Arbeitslosenversicherung befreit werden, weil sie sie zu stark belasten, unrichtig ist, und es ist deshalb zu hoffen — wie oben gesagt —, daß im kommenden Jahr eine für die Heimarbeiterchaft befriedigende Lösung in der Arbeitslosenversicherung gefunden wird.

Arbeitszeit und Gesundheit. In einem Artikel der „Sozialen Praxis“, Heft 30, schreibt Medizinalrat Dr. Fischer, Frankfurt a. M., über gesundheitliche Folgen der Arbeitszeitverkürzung. Sein Bericht gründet sich auf Untersuchungen, die in einigen wegen Kurzarbeit unterstützten Betrieben gemacht wurden, von denen der größte seit mehr als zwei Jahren Kurzarbeit eingeführt hat. Es wurde sowohl bei Arbeitslosen als auch bei Kurzarbeitern eine überraschende Abnahme von Krankheitsfällen festgestellt, ein Befund, der sich nicht allein daraus erklären lasse, daß der Arbeitslose kein Interesse an Krankmeldung hat, und der Kurzarbeiter sich aus Angst vor dem Verlust seiner Stelle nicht krank meldet. Daß es sich um kein zufälliges Ergebnis handelt, scheint dadurch bewiesen, daß zugleich die Todesfälle unter der Arbeiterchaft, und zwar besonders Todesfälle durch Tuberkulose, abgenommen haben. Dazu kommt eine wesentliche Abnahme der Tuberkulosemeldungen bei den Frankfurter Fürsorgestellen, obwohl dort die Erkrankten erhebliche Hilfen erhalten. Man könne des weiteren nicht annehmen, daß Arbeiter, die über zwei Jahre lang in Kurzarbeit stehen, während einer so langen Zeit die Krankmeldung zurückhalten können. Medizinalrat A. ist also der Meinung, daß es sich um eine wirkliche Abnahme der Krankheitsfälle handle, und folgert daraus, daß die Kurzarbeit mehr noch, als man bisher beobachten konnte, Gesundheitschäden mit sich bringt. Erst die heutige Arztkostenunterstützung hat die Möglichkeit gegeben, Feststellungen über die Auswirkung von Kurzarbeit auf die Gesundheit zu machen. Nach den Untersuchungen ist für die Gesundheit die Verkürzung der Arbeitszeit von Nutzen trotz des Lohnausfalls. Einen kleinen Ausgleich für den Lohnausfall findet der Arbeiter in der Verbilligung der Lebensmittel. Eine Erleichterung ist ferner geschaffen durch die heimische Herstellung

von Fetten als Ersatz für Butter, zu früher unbekannt niedrigen Preisen: Hauptsache aber ist die Selbsthilfe unserer Arbeiterschaft. Ein großer Teil der Kurzarbeiter und Erwerbslosen erwirbt durch Gartenarbeit nicht unbeträchtliche Zusätze zur Ernährung. In gesundheitlicher Hinsicht ist das von doppeltem Wert. In einer kürzlich erschienenen Arbeit wurde errechnet, daß bei einem Arbeitseinkommen von 2000 RM. jährlich ein Zuschuß aus Gartenarbeit bis zu einem Viertel des Einkommens möglich ist. Das ist sicher ein außergewöhnliches Ergebnis.

Wenn sich tatsächlich durchschlagende gesundheitliche Erfolge durch Herabsetzung der Arbeitszeit in der Industrie erzielen lassen, so sollte das ein Hauptmotiv für allgemeine Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit sein.

Befreiung von der Bürgersteuer. Die Notverordnung vom 4. September brachte die Racherhebung der Bürgersteuer für 1932. Allerdings in einer etwas abgemilderten Form, da nämlich der 50prozentige Zuschlag für die Frau beseitigt, und die starre Freigrenze von 500 RM. durch Anpassung an die Unterstützungsbeträge der Gemeinden elastischer gestaltet wurde. Zu dem letzten Punkt bestimmt eine Durchführungsverordnung vom 9. September, daß die Gemeinden in den Fällen von der Entrichtung der Bürgersteuer absehen können, in denen „nach den Verhältnissen am Fälligkeitstage eines Teilbetrages der Bürgersteuer anzunehmen ist, daß die gesamten Jahreseinkünfte eines Steuerpflichtigen den Betrag nicht übersteigen, den er nach seinem Familienstand im Falle der Hilfsbedürftigkeit von dem zuständigen Fürsorgeverband nach den Möglichkeiten der allgemeinen Fürsorge als Wohlfahrtsunterstützung in einem Jahre erhalten würde“. Leider ist diese Vorschrift nur eine Kann-Vorschrift. Es muß alles daran gesetzt werden, in den Gemeinden Beschlüsse herbeizuführen, die die Durchführung dieser Kann-Vorschrift sicherstellen. Wenn die Voraussetzungen der Durchführungsverordnung gegeben sind, können die Gemeinden entweder auf Antrag des Betroffenen bereits gezahlte Bürgersteuerteilbeträge zurückerstatten oder ebenfalls auf Antrag eine Bescheinigung erteilen mit der Angabe der Höhe des im Falle der Bedürftigkeit zustehenden Fürsorgebetrages und mit der Weisung an den Arbeitgeber, von der Erhebung der Bürgersteuer abzusehen, wenn der Arbeitslohn den Fürsorgebetrag nicht übersteigt.

Wichtig ist auch eine weitere Bestimmung der genannten Durchführungsverordnung, die eine Ermäßigung der Bürgersteuer ermöglicht. Es heißt dort, daß in Fällen, in denen das Einkommen des Steuerpflichtigen im Steuerabschnitt 1931 gegenüber dem Einkommen im Steuerabschnitt 1930 um mehr als 50 Prozent zurückgegangen ist, die Bürgersteuer 1932 auf Antrag mindestens entsprechend dem Hundertsatz des Einkommensrückgangs zu ermäßigen sei. Allerdings ist dabei ein Einkommensrückgang bis 50 Prozent außer Betracht zu lassen. Wenn also beispielsweise ein Einkommensrückgang von 30 Prozent eingetreten ist, so ist die Bürgersteuer um 30 Prozent zu senken.

Die Hoffnung, daß die Bürgersteuer für 1933 gegenüber der bisherigen Bürgersteuer ermäßigt würde, ist nach einer Verfügung des Reichsfinanzministeriums zunichte geworden. Zwar soll die Beseitigung des 50prozentigen Zuschlags für die Ehefrau und die Beseitigung der starren Freigrenze von 500 RM. auch für 1933 bleiben, aber im ganzen soll die Bürgersteuer in ihrer Höhe gesteigert werden. In einem Schreiben an die Gemeinden teilt der Reichsfinanzminister mit, daß die Reichshilfe für Erwerbslose nur gewährt werden könne, wenn die Gemeinden die gesetzlich zugelassenen oder vorgeführten Steuern in der erforderlichen Höhe ausgenutzt hätten. Als Ausschöpfung der Steuerquellen betrachtet der Reichsfinanzminister eine Bürgersteuer von 500 Prozent fast bisher 300 Prozent. Wollen die Gemeinden also die Wohlfahrtsbeihilfe in Anspruch nehmen, so müssen sie die Bürgersteuerhöhe auf 500 Prozent erhöhen. Es zählt also demnach ein Steuerpflichtiger in der untersten Einkommensstufe im Jahre 1933 eine Bürgersteuer von 30 RM., im Jahre 1932 hatte er als lediger einschließlic der Weitererhebung für die letzten drei Monate nur 24,75 RM. Bürgersteuer gezahlt, als Ehebetreuer in der 1. Hälfte 1932 27 RM., und dann Ende 1932 noch zusätzlich 8,75 RM. Statt einer Erleichterung ist also eine erhebliche Neubelastung eingetreten.

Das Wohnheim.

In verschiedenen Orten Deutschlands sind Versuche gemacht worden, erwerbslose Jugendliche, die nicht bei den Eltern wohnen können, in einem Wohnheim zu sammeln. Die immer mehr zusammenschrumpfenden Unterstützungen reichen auch für den bescheidensten Schlafraum, Beköstigung, Wäsche, ein evtl. Besohlen der Stiefel — von Neuanfassungen gar nicht zu reden — nicht mehr aus. Die Miete einer großen Wohnung, das gemeinsame Kochen für viele Menschen verbilligen das Leben aber entschieden, und so sind die Versuche fast überall gelungen. Sie sind auf verschiedenster Grundlage, als Wohlfahrts- und als Selbsthilfeeinrichtungen entstanden. Alles, was unserer Jugend hilft die Zeit der Arbeitslosigkeit ohne körperliche und geistige Schädigungen zu überstehen, ist warm zu begrüßen; aber nicht von Jugendhilfe soll hier die Rede sein, sondern in unserem Blatt, in unserer „Heimarbeiterin“, von Heimarbeiterinnenhilfe, von dem Wohnheim für die alleinstehende Heimarbeiterin.

Es wäre gar nicht schwer zu gründen. Große leerstehende Wohnungen zu verhältnismäßig billigem Mietpreis gibt es überall. Die Räume müßten, wenn sie sehr groß sind, durch Vorhänge geteilt werden, die kleineren werden ungeteilt abgegeben. Falls alle, wie vorausichtlich, sich kleine Räume wünschen, könnte in regelmäßiger Reihenfolge abgewechselt werden. Ein großer, gut heizbarer Raum müßte das allgemeine Wohnzimmer werden. Die Küche müßte auch abwechselnd, je nach der Zahl der Bewohner, von zwei bis drei Heimarbeiterinnen übernommen werden. Erfahrungsgemäß ist eine ausreichende Ernährung am billigsten mit zwei bis drei warmen Mahlzeiten am Tag herzustellen: z. B. morgens eine Mehlsuppe, mittags Gemüse, Kartoffeln und Fleisch, abends Kartoffeln und Kefel mit Speck, dazu die notwendige Menge Brot mit Aufstrich und ein Nachmittagskaffee. Die Beköstigung ist in auch für junge Menschen ausreichender Menge für 65 Pfennige pro Tag herzustellen. Die Feuerung, die für den einzelnen viel zu teuer wäre, spielt bei einer größeren Anzahl keine Rolle. Jeder reinigt sein Zimmer, die Reinigung des Wohnzimmers, der Küche, des Badezimmer, des Flurs ufm., das Waschen und Plätten der Wäsche geschieht abwechselnd nach vorher festgelegtem Plan.

„Dazu werden sich ältere Menschen nie entschließen“, wird hier eingeworfen werden, „nur im äußersten Notfall gibt jemand z. B. die eigene Wohnung auf und geht in ein Altersheim“. Dieser äußerste Notfall ist aber jetzt gekommen. Woher soll unser Volk die Spannkraft nehmen, wenn immer mehr unzureichend ernährte, frierende, verbitterte Menschen in letzter Not den Gashahn aufdrehen, als einzigen Ausweg aus ihrem Elend. Dies ist ein besserer Ausweg, der noch dazu nur auf eine bestimmte kurze Zeit bindend zu sein braucht. Niemand braucht sich für dauernd von seiner Wohnung und seinen Sachen zu trennen. Er vermietet seine Wohnung mit oder ohne Möbel für eine bestimmte Zeit. Nimmt er die Möbel mit, so stellt er sie in sein Zimmer, und nur was nicht unterzubringen ist, kommt auf die bei großen Wohnungen meist sehr reichlichen Bodenträume. Im anderen Falle werden unscrupel die nötigen Möbel zum Einrichten der Räume zu bekommen sein. Viele Menschen ziehen ja heute aus großen Wohnungen in kleine und sind froh, wenn sie mit ihren Sachen, für die sie beim Verkauf doch nichts bekommen, anderen helfen können. Es wird sicher manchem älteren Menschen nicht leicht sein, sich in andere zu schicken, aber es geht viel leichter, wenn es nicht auf die Dauer zu sein braucht.

Unser Gewerksverein hat im letzten Winter in Berlin einen freiwilligen Arbeitsdienst eingerichtet, dem bald darauf, weil er allseitig so sehr befruchtete, ein zweiter folgte. Es ist nicht nötig, hier näher auf ihn einzugehen. Die „Heimarbeiterin“ hat seinerzeit darüber berichtet. Worin bestand das Glück der Teilnehmerinnen? Nur bei einigen waren die 12 RM., die sie in der Woche erhielten, eine wesentliche Verbesserung gegen die Arbeitslosen- oder Arbeitsunterstützung, die sie vorher bezogen hatten, besonders da bei der Mehrzahl tägliches Fraggeld davon abging. Dafür wurden aber jeden Tag sechs Stunden sehr ernstlich gearbeitet. Die Freude, für andere nützliche Arbeit leisten zu können, statt nutzlos zu Haus zu sitzen, die Gemeinschaft der Arbeit, aus der sich Freundschaften bildeten, und, rein äußerlich, der warme helle Raum, statt des oft düsteren,

ungenügend geheizten zu Haus, haben frische Lebenskraft und frischen Lebensmut.

Dasselbe will das Wohnheim tun. Wer unsere Mitglieder in den Erholungsstunden abends oder an Regentagen spielen sieht, im großen Kreis Gesellschaftsspiele oder im kleineren Salma, Dame oder Mühle, der hat die Empfindung, daß viele hier ein nie gekanntes Kinderlächeln nachholen. Das soll auch im Wohnheim geschehen. Nach fleißiger Tagesarbeit, auch gewerblicher bei den Glücklichen, die noch Heimarbeit haben, soll der Abend die Heiminsassen im warmen gemütlichen Wohnzimmer vereinigen. Einlage lesen, andere handarbeiten, drille spielen, auch Bücher und Spiele bekommt man geschenkt. Es klingt wie ein schöner Traum, der auf baldige Erfüllung wartet.

Wer die Sache ebenso ansieht, der möge mit Hand an das Werk legen. Wer Bedenken hat, soll sie äußern; wenn sie von allgemeiner Bedeutung sind, wird „Die Heimarbeiterin“ sie sicher gern aufnehmen, denn erst eine Aussprache kann den Plan in seinen Einzelheiten wirklich klären. Haben sich, bis auf die für die Beförderung, abschließend nicht genannt, weil sie immer nur für einige Orte und Gegenden stimmen würden. Es ist ja leicht, in jeder Gruppe festzustellen, wieviel Heimarbeitertinnen für ihr Einzelzimmer oder ihre kleine Wohnung bezahlen müssen, und wie die Miete sich für ein Wohnheim für 10 bis 20 Personen stellen würde. Die Verbilligung für die Verpflegung wird überall ziemlich gleich sein. Es wird so viel über Not geredet und geschrieben, und wenn etwas geschehen soll, um sie zu beheben, kopiert man über Zwirnsträden. Unsere Männer und Töchter haben jahrelang im Schlingensiefel gelegen, und wir können nicht für vorübergehende Notzeit kleine Eigenheiten aufgeben. Niemand braucht das zu tun, aber er soll auch dann nicht mehr über Not klagen.

Wir wollen uns diesen neuen Plan ernstlich von allen Seiten ansehen; wenn er geeignet ist, Not zu lindern, wollen wir ihn ohne zu viel Säubern und Bedenken mit in unser Arbeitsprogramm aufnehmen und zur Tat werden lassen.

Aus der Lohn- und Tarifbewegung.

Die neue, große Lohnabbauwelle hat nicht vor unseren Heimarbeitertinnenlöhnen haltgemacht. Der erste Antrag auf Herabsetzung der Stundenlöhne erging an den Gesamtarbeitsrat für die Karneval- und Festtarifindustrie. Die Arbeitgeber verlangten, daß der Stundenlohn der untersten Gruppe, der nur 20 Pf. beträgt, um 10 Prozent gekürzt werden sollte, da sie sonst im Ausland nicht mehr konkurrenzfähig seien. Gleichzeitige kündigten sie das gesamte Arbeitszeitschema zum 31. Dezember d. J. Bei den Verhandlungen, die am 7. Oktober im Reichsarbeitsministerium stattfanden, wurde, um das Arbeitszeitschema zu retten, mit einer Zweidrittel-Mehrheit beschlossen, den Stundenlohn für die unterste Gruppe auf 18 Pf. zu senken. Der Beschluß ist also endgültig und bedarf nicht mehr der Bestätigung. Die Kündigung des Arbeitszeitschemas zogen die Arbeitgeber zurück.

Der Reichstarif für die Herrenkonfektion wurde von den Fabrikanten zum 31. Oktober d. J. gekündigt. Ihre Vorschläge für das Zustandekommen eines neuen Tarifs haben so harte Verschlechterungen für sämtliche Gruppen der Arbeitnehmer sowohl im Haupttarif wie im Lohnstarif vor, daß eine Einigung unmöglich schien. Die Vertreter der Arbeitnehmer waren sich darüber klar, daß ein tarifloser Zustand eher tragbar sein würde als ein Tarif auf der vorgeschlagenen Grundlage. In langen Verhandlungen kam dann doch eine Einigung zustande, auf deren Einzelheiten wir nicht eingehen wollen. Der neue Tarif bringt einen Lohnabbau von etwa 5 Prozent. Jedenfalls ist es gelungen, die schlimmsten Forderungen der Arbeitgeber zu mildern oder ganz zu beseitigen und wieder zu einem Tarifvertrag zu gelangen, der auch die Löhne der Heimarbeitertinnen regelt und schützt. Der Tarif ist für Berlin und die Mark Brandenburg durch den Sachausschuß für allgemeinverbindlich erklärt.

In der Arbeiter- und Berufsbildung für den Bezirk Nordost haben wir uns leider zu einem stärkeren Lohnabbau, der durchschnittlich 10 Prozent beträgt, bei einzelnen Stufen aber auch höher ist, verstehen müssen. Die niedrigen Löhne der west- und süddeutschen Tarife dieser Branche erschweren die Verhandlungen immer ungenügender. Die Löhne für die Bezirke Nordost und Bielefeld-

Verford sind durch die letzten Verhandlungen ziemlich einander angeglichener. In Bielefeld sind die Löhne ab 16. August um etwa 3/4 Prozent gekürzt worden.

In der Berliner Konfektion, und Kurtschneiderei wurde in Anlehnung an die Verhandlungen in der Herrenkonfektion der Zuschlag auf die Löhne von 28 Prozent auf 22 Prozent herabgesetzt, das bedeutet einen Abbau von etwa 5 Prozent. In der Damenkonfektion ist der bestehende Tarif mit einem Lohnabbau von etwa 5 Prozent bis zum 30. April 1933 verlängert worden. Der Stundenlohn der Heimarbeiterin beträgt also ab 1. November 55 Pf. anstatt 58 Pf.

Der Berliner Sachausschuß hat nach langen Vorarbeiten ein Arbeitszeitschema für das Nähen von Bettwäsche aufgestellt und den Stundenlohn, der der Berechnung zugrunde gelegt werden soll, wie in der Damenmode auf 46,8 Pf. festgesetzt. Für das Nähen der einfachsten Doppelgarntur, bestehend aus vier Kopfkissen- und zwei Deckbettbezügen einschließlich des Annähens der Knöpfe, müssen demnach an die Heimarbeitertinnen 51 Pf. bezahlt werden. Zu berücksichtigen ist dabei, daß es sich bei der Bettwäsche fast immer um größere Aufträge handelt. Der Zuschlag für den Lohngeverbetreibenden (Zwischenmeister) ist ebenfalls durch den Sachausschuß festgesetzt, so daß also jeder Lohngeverbetreibende in der Lage ist, den richtigen Lohn an die Heimarbeitertinnen zu zahlen.

In einer Vorberechnung der Mitglieder des Sachausschusses für Phantastik-, Woll-, Wirl- und Tapissierwaren in Berlin haben alle Anwesenden sich für eine Mindestentgelt-Festsetzung für das Nähen von Jumpern, Mägen usw. ausgesprochen. Die Vorarbeiten sind in Angriff genommen. Der Sachausschuß für die Mägenbranche hat einen Tarifvertrag, der zwischen den Arbeitgebern und Lohngeverbetreibenden abgeschlossen ist, als allgemeinverbindlich genehmigt.

Schweren Herzens haben wir dem Lohnabbau in den einzelnen Branchen zugestimmt. Ein Stundenlohn von 18 Pf., wie ihn der Gesamtarbeitsrat festgesetzt hat, ist auf die Dauer untragbar, immerhin noch besser als 20 Pf. Stundenlohn ohne Festsetzung der Arbeitszeiten. Hat unsere Vertretung auch gegen die Herabsetzung des Stundenlohnes gestimmt, so hat sie sich doch den Gründen, die dafür sprachen, nicht ganz verschließen können. Der Hauptvorwand hat aber in seiner letzten Sitzung bestanden, daß die Erhaltung des Tarifvertrages oder der Mindestentgelte nicht weiter durch ein dauerndes Absinken der Löhne — oder noch schlimmer der Arbeitszeiten — erkauft werden darf. Im schlimmsten Fall geht der Tarif verloren und wird bei besserer Konjunktur neu abgeschlossen.

Briefkasten.

Frage. Ich bin von meinem Arbeitgeber bei der Krankenkasse abgemeldet, weil er keine Arbeit mehr für mich hat. Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung habe ich nicht. Man hat mir geraten, als freiwilliges Mitglied in der Krankenkasse zu bleiben; wie lange kann ich warten, ehe ich mich wegen Weiterversicherung entscheide?

Antwort. Sie tun am besten, sich gleich in der ersten Woche bei der Krankenkasse zur Weiterversicherung zu melden. Da Sie länger als sechs Wochen arbeitslos waren vor Eintritt der Arbeitslosigkeit, so muß die Krankenkasse Ihre Meldung annehmen. Die Meldung zur Weiterversicherung kann zwar noch bis zum Ablauf der dritten Woche erfolgen, aber Sie können in Nachteil kommen, wenn Sie während der zweiten oder dritten Woche erkranken. Die Verzögerung der Meldung gewährt Ihnen keinerlei Vorteil. Denn die Weiterversicherung muß sich stets unmittelbar an die Pflichtversicherung anschließen. Das hat zur Folge, daß Sie Ihre Beiträge für drei Wochen nachentrichten müssen, falls Sie sich erst am letzten zulässigen Datum zur Weiterversicherung melden.

Frage. Ich bin freiwilliges Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse geblieben. Während der Saison in der Mantelbranche verdiente ich durchschnittlich 20 RM. in der Woche; es wurden mir Beiträge nach Klasse 3 abgezogen. Jetzt habe ich nur meine Miete, und mein Einkommen ist 10 RM. für den ganzen Monat. Ich kann den hohen Krankenkassenbeitrag nicht erschwingen. Muß ich in Klasse 3 bleiben?

Antwort. Sie haben das Recht, Ihre Versetzung in eine niedrigere Beitragsklasse zu beantragen, und zwar sowohl bei Beginn der Weiterversicherung als auch später. Die Einstufung richtet sich nach dem Einkommen.

Frage. Mein Mann ist vor vierzehn Tagen gestorben. Er war viele Jahre lang bis zum Tode Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Ich habe auch Sterbegeld bekommen. Aber die Familienversicherung fällt doch jetzt fort, und wenn ich erkrankte, habe ich keinen Rückhalt. Hat meine Vertrauensfrau recht damit, daß es eine freiwillige Weiterversicherung für Ehefrauen gibt?

Antwort. Ja. Seit zwei Jahren ist die günstige Einrichtung getroffen, daß beim Tode eines Versicherten der überlebende Ehegatte sich freiwillig weiterversichern kann. Die Voraussetzungen sind die gleichen wie für eigene Weiterversicherung. Sie dürfen aber keine Zeit mehr versäumen. Mit Ablauf der dritten Woche erlischt Ihr Anrecht.

Frage. Ist meine freiwillige Mitgliedschaft bei der Krankenkasse erloschen? Ich habe vier Wochen lang keine Beiträge gezahlt, muß ich sie nachzahlen?

Antwort. Wenn an zwei aufeinander folgenden Zahlungstagen die Beiträge nicht entrichtet sind, und seit dem ersten Zahlungstermin mindestens vier Wochen vergangen sind, so erlischt die freiwillige Versicherung. Die Pflicht zur Zahlung der Beiträge wird damit aber nicht rückwirkend aufgehoben. Auch bei Zahlungsverzug sind die Beiträge bis zum Erlöschen der Mitgliedschaft zu leisten. — Will ein Mitglied aus der freiwilligen Versicherung ausscheiden, so kann es sich jederzeit abmelden. Eine Kündigung gibt es nicht. Mit der Abmeldung erlischt die Pflicht, weiterhin Beiträge zu leisten. Solange das Mitglied nicht abgemeldet ist, hat es Beiträge zu zahlen.

Frage. Ich bin vor vier Wochen von der Krankenkasse ausgemerzt worden und habe meine Versicherung freiwillig fortgesetzt. Nun fällt es mir sehr schwer, die Beiträge zu leisten. Hat es Zweck für mich, daß ich in der Krankenkasse bleibe? Und weiter: Ich hatte gehofft, Invalidenrente zu bekommen. Ich bin aber abgemeldet worden, weil meine Anwartschaft nicht erfüllt ist. Läßt sich dagegen etwas unternehmen?

Antwort. Zuerst auf die zweite Frage. Nach dem Bescheid der Landesversicherung, den Sie uns vorlegen, haben Sie leider Ihre Anwartschaft verfallen lassen. Durch zehnjährige Unterbrechung der Beitragsleistung haben Sie den Anspruch aus 903 Beiträgen verloren. 1928 sind Sie wieder in ein versicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis getreten, haben aber bis zum März 1932 nur 120 Pflichtbeiträge geleistet. Daher mußte Ihr Antrag abgewiesen werden. Nun hat Ihnen die Landesversicherung bescheinigt, daß Sie dauernd invalide sind. Wer Invalide ist, darf nicht weiterleben. Somit haben Sie leider jede Möglichkeit zur Erlangung von Invalidenrente verloren.

Bei dieser Sachlage scheint es aber auch nicht ratsam, Ihre Mitgliedschaft bei der Krankenkasse nach der Aussteuerung freiwillig fortzusetzen. Denn trotz Ihrer Beitragsleistung haben Sie keinen Anspruch an die Kasse, solange die Arbeitsunfähigkeit während Ihrer chronischen Krankheit fortbesteht oder solange Sie ärztliche Behandlung während der Fortdauer dieser Krankheit, die zur Aussteuerung führte, brauchen. U. E. liegt es in Ihrem Interesse, sich bei der Kasse abzumelden.

Frage. Ich bin 62 Jahre alt. Erst 1927 bin ich in ein versicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis getreten. Man hat mir gesagt, daß ich eine Alters-Invalidenrente nicht erreichen werde. Lohnt es sich, weiterzuleben?

Antwort. Sie müssen unbedingt Ihre Versicherung aufrechterhalten. In der Zeit von 1927 bis Dezember 1931 haben Sie 247 Pflichtbeiträge geleistet. Demnach fehlen Ihnen noch drei Pflichtbeiträge zur Erfüllung der Anwartschaft für Invalidenrente. — Tauschen Sie Ihre im Februar 1931 ausgestellte Karte spätestens Anfang Februar 1933 um; es sind 31 Marken eingeklebt, das ist mehr als die erforderliche Mindestzahl. Sie sind ja voll arbeitsfähig und werden hoffentlich nächstens wieder Arbeit finden und Ihre Anwartschaft erfüllen.

Bei freiwilliger Fortsetzung der Versicherung muß man nach den neuen Bestimmungen 500 Beiträge nachweisen. Auch das ist in Ihrem Alter noch zu erreichen und gewährt Ihnen Anspruch auf Rente bei Eintritt dauernder Erwerbsunfähigkeit. Wenn Sie zwar nicht die Alters-Invalidenrente mit 65 Jahren erreichen, so können Sie also

doch in Genuß der Rente treten, sobald Krankheit oder Alter Ihnen die Erwerbsfähigkeit nimmt. Daher ist es fraglos in Ihrem Interesse, daß Sie Ihre Beitragsleistungen fortsetzen.

Von Reisen und Ausflügen.

Wieder haben wir Stettiner Mitglieder eine Besichtigung gehabt! Diesmal galt sie dem alten historischen Greifenschloß, das im 13. Jahrhundert von den pommerischen Herzögen erbaut worden ist. Es ist fast das einzige Gebäude aus alter Zeit, das Stettin noch besitzt. Wurde die Stadt doch während der Belagerung durch den Großen Kurfürsten im Jahre 1657 fast ganz zerstört. Als er am heiligen Abend des Jahres in Stettin einzog, fand er nur noch einen Trümmerhaufen. Die Bewohner hatten lieber ihre Häuser vernichten lassen, ehe sie ihrem dem König von Schweden — dem Stettin gehörte damals den Schweden — geleisteten Eid brachen. Dieser Ruhmesstat pommerischer Treue schließt sich würdig jene von Kolberg an, deren Bürger ebenfalls unter Kesselbed und Gneisenau durch die französische Belagerung in der Franzosenzeit vornehmlich über 100 Jahren nicht zu bewegen waren, ihre Stadt dem Feind zu übergeben, und so dem König von Preußen die Festung, fast die einzige in seinen Landen, erhielten. Die älteren Mitglieder werden sich noch des wundervollen Schauspiels „Kolberg“ von Paul Heyse erinnern, bei Gelegenheit eines unserer Verbandstage in Berlin.

Aber erst im Jahre 1715 kam Stettin und Vorpommern bis zur Beene endgültig an Preußen. Französische und österreichische Intrigen hatten es bis dahin verhindert. Und doch bestand ein alter Erbvertrag zwischen den pommerischen Herzögen und dem brandenburgischen Kurfürsten, daß Pommern und Stettin nach dem Aussterben der alten Greifengeschlechter an Brandenburg fallen sollte. Das Greifengeschlecht war während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1634 ausgestorben. Also war der Große Kurfürst in seinem Recht. Die Schweden aber hatten sich nach Gustav Adolfs Tode dort festgesetzt und es seitdem behalten. Jetzt wird das große, alte, graue, zwei Höfe umfassende Gebäude nicht mehr bewohnt, sondern dient nur noch als Unterkunft für Büroräume. Nur ein Flügel ist noch von der Kaiserzeit her zu Repräsentationszwecken zurückgehalten. Dieser Flügel wurde uns durch den Kastellan, der das Schloß hütet, nach eingeholter Erlaubnis geöffnet, und mit größtem Interesse betrachteten wir die vergoldeten Stühler, die noch um einen Tisch aufgereiht standen, an dem vor einiger Zeit schwedische Offiziere empfangen worden waren, die alten, nachgedunkelten Gemälde, die altertümlichen Kronleuchter, das Parkett und den Thronsaal, in dem die pommerischen Herzöge ihre Empfänge abgehalten hatten. Dann endigten wir wieder im Tanzsaal, dessen gewölbte Decke von einer dicken Säule in der Mitte getragen wird. Um diese Säule herum hatten sich die jungen pommerischen Paare bei den jährlichen Bällen, die die Oberpräsidenten der Provinz, die früher hier wohnten, gaben, im Tanz geschwungen. Zum Schluß wurde uns dann noch das große Sittertor aufgeschlossen, durch das wir in den schmalen Gartenstreifen traten, der früher die einzige Erholung der Burgfräulein gewesen war und den linken Flügel des Schlosses auf der anderen Seite begrenzt. Ein steiler Abhang führt zu dem Burggraben tief unten herab. Wahrlich, ein uneinnehmbarer Bau! Von einem dicken Rundturm wird der Flügel an einem Ende abgeschlossen. Hier hat Sybantie v. Borde, die „Klosterhege“, ein Jahr lang mit ihrer Rose gefangen gesessen, bis sie in das unterirdische Verließ kam und später verbrannt wurde. Sie war beschuldigt worden, durch ihre Hegererei das Erlöschen des Fürstengeschlechtes verschuldet zu haben. Den Turm zu besteigen, wurde uns widerraten, das wäre nichts für „alle Damen“. Wir verließen befriedigt die alte Stätte, die fast alle von uns nur von außen, von der Hofseite her kannten, wenn wir Sonntags in die Schloßtröge gingen und dabei die alte Uhr mit ihren rollenden Augen bewunderten. Nur einmal, bei Gelegenheit des letzten Kaisermanders im Jahre 1911, hatten drei von uns das Schloß betreten, als wir, nach Erlaubnis vom Hofmarschallamt, der Kaiserin und Prinzessin je einen Rosenstrauch in ihre Gemächer setzten. Von dem gegenüberliegenden Flügel aus sahen wir damals noch die Ansätze der Majestäten und der bald

darauf eintreffenden königlich schwedischen Herrschaften an, wie sie, von Kletterabteilungen begleitet, einführen. Ein prachtvoller Anblick! Jetzt liegt das alles weit hinter uns und gehört einer Zeit an, die vergangen ist.

Gertrud Hoppe.

Und ruhig fließet der Rhein.

Wenn wir Berliner gemeinsame Ausflüge machen und in heiterer Stimmung sind, dann singen wir bestimmt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“ Der Gedanke an den Fischer, den die Wellen verschlungen haben, stimmt uns nicht traurig, aber vielleicht steigt eine leichte Wehmut bei den Worten auf: „Und ruhig fließet der Rhein.“ Wer möchte nicht gern den deutschen Strom, um den so viel gekämpft ist, einmal sehen, und wie wenig Seimarbeiterinnen haben Aussicht dazu. Auch ich, eine mit Sprzewasser getaupte Nr.-Berlinerin, habe immer den großen Wunsch gehabt, einmal an den Rhein zu kommen. Ich war daher sehr glücklich, als ich gefragt wurde, ob ich einen Arbeiterinnenkursus in Königswinter mitmachen wollte. Gewiß sind 14 Tage Wohnausfall keine Kleinigkeit, und Näher und Feste mußten auch angeschafft werden, aber die Erfüllung meines Wunsches war das Opfer schon wert, und dazu noch die Aussicht, viel Neues zu lernen.

Die Hinfahrt ging nicht sehr glücklich, weil ich in der Erregung meinem Begleiter die Zuschlagkarte statt der Bahnsteigkarte gab. Das hat den Genuß der Reise etwas getrübt. Aber es endete alles gut, die Zuschlagkarte kam telegraphisch angewiesen zur rechten Zeit in Königswinter an. Im Kursus bin ich die einzige ältere Frau unter 26 jungen Mädchen. Das mag sonderbar erscheinen, aber ist es nicht. Es gibt kaum junge unverheiratete Seimarbeiterinnen, und die jungen Ehefrauen können von Mann und Kindern nicht fort. Da muß der Gewerbeverein schon ältere Frauen schicken. Auch als alter Mensch genießt man es, noch einmal die Schulbank zu drücken, längst entlassenes Wissen wieder aufzufrischen und neues dazu zu lernen. Eine Woche eifrigen Lernens ist schon vorüber. Auch die zweite Woche wird viel Anforderungen an uns stellen, aber dazwischen gibt es doch einmal Zeit, an den „ruhig fließenden Rhein“ zu gehen. Wie freue ich mich darauf, alle die Eindrücke für unsere Bewegung nachher praktisch zu verwenden. Von allem Gelernten will ich berichten, aber auch von allem Schönen, das ich gesehen habe, und vor allem vom „Water Abbe“.

Emma Lehmann.

Herbstgedanken.

Wind riß und zerrte der Herbstwind an den knurrenden Nesten der alten Eichen und Buchen, jauchte die schlanken Weiden und rührte nicht eher, bis er sie ihrer letzten Blätterpracht beraubt hatte. Langsam und zögernd rieselte der dicke Blätterregen nieder und deckte sich weich über den noch grünen Nadeln und auf die knirschenden Aesowege des Parks. Ein besonders buntes Kastanienblatt wirbelte noch einmal lustig auf und legte sich dann auf die rosa Seidenbesse eines Kinderwagens; vielleicht wollte es sich noch nicht von staubigen Schuhen zertreten lassen, vielleicht wollte es die kurze Zeit, die ihm zu leben noch vergönnt war, auskosten und mit seiner bunten Pracht ein wenig Freude bringen. Da halbierte sich schon ein kleines Paradieshähnchen nach dem neuen, willkommenen Spielzeug. Wie dicht beieinander waren jetzt Frühling und Herbst! Das kleine Mädchen im ersten Jahr seines Lebens, spielte, ohne es zu ahnen, mit einem sterbenden Leben.

Wie der Herbststurm die weissen Blätter durcheinander jagt, so gibt es Sturmszeiten auch in unserem Leben. Wie im Frühling die Knospen und Blumentelche auf die ersten warmen Sonnenstrahlen warten, um aufzubrechen, so ist auch für uns der Frühling wohl die schönste Zeit unseres Lebens mit allen Wünschen und Hoffnungen. Dann geht es dem Sommer entgegen. Das Grünen und Blühen will kein Ende nehmen, jeder Baum, jeder Strauch weissert, die schönsten Blüten zu entfalten. Auch wir fühlen, vielleicht mit leiser Trauer, daß nach dem Aufstieg der Abstieg unmittelbar erfolgt. Doch laßt uns nicht undankbar sein! Wer Frühling und Sommer erleben durfte, der leidet auch den Herbst und Winter nicht. Wir wollen uns bekheiden und neuer Jugend den Weg und Aufstieg ebnen, wir wollen unserer schönen jonnenvollen Tage gedenken, wenn der Herbstwind und der Dezembersturm an unsere Herzen rüttelt. Wir wollen den Mut nicht verlieren, sondern glauben und hoffen, so wie

wir es in unserem Gewerbeverein gelernt haben, daß, wie in der Natur nach ewigen alten Gesetzen uns auch nach dieser schwereren Zeit eine bessere, sorgenschwerer beschieden sein wird.

Berta Weller.

Bekanntmachungen.

Gewerbeverein Berlin. Außerordentliche Generalversammlung Montag, 21. November, abends 8 Uhr: Biegelstraße 30.
Berlin-Löbpf. 14. November, 12. Dezember, 7 Uhr: Wrangelstraße 30/311, Emmaushaus.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Bewittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.
Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie kummertot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Gewesen.

Deisev von Villencron.

Um drei treue Mitglieder trauert der Gewerbeverein.

In Gruppe Berlin-Löbpf starb am 20. September 1932 unser liebes Mitglied

Frau Elise Glade, geb. Schulze,

geboren am 13. April 1877 in Berlin.

Gleichfalls in Gruppe Berlin-Löbpf starb am 6. Oktober 1932 nach mehr als vierzehnjähriger Zugehörigkeit zum Gewerbeverein unser liebes Mitglied, die langjährige Vertrauensfrau

Frau Olga Rood, geb. Rortea,

geboren am 14. Oktober 1854 in Behdenitz (Märkern).

In Gruppe Hamburg starb am 15. August 1932 unser liebes Mitglied

Frau Johanne Resesti, geb. Reimers,

geboren am 21. Dezember 1879 in Ellerbed 6. Kiel.

Graf Posadowsky †

Am 23. Oktober ist einer der Urtmeister der Vorkriegesozialpolitik, Graf Posadowsky-Wehner, im hohen Alter von 87 Jahren aus dem Leben geschieden. „Der Graf im Exil“ war der Typ des wirklichen Edelmannes vom Scheitel bis zur Sohle. Er stellte sich als Staatssekretär im Reichsamt des Innern entschlossen auf die Lokomotive der Sozialpolitik. Unter Posadowsky wurde eine Reihe von Novellen zu den damaligen in Einzelgesetzen bestehenden Versicherungsrichtungen für Krankheit, Unfall und Invalidität verabschiedet. Daneben wurde das Kinderschutzgesetz geschaffen, die Gewerbeordnung und das Gewerbegerichtsgezet verbessert und das Kaufmannsgerichtsgezet umgearbeitet, die Angestelltenversicherung vorbereitet. Auch wohnungspolitisch war der Verstorbene fördernd tätig. Posadowsky bekannte sich freimütig und rückhaltlos zu den sozialen Gebundenheiten des Staates. Wiederholt nahm er Gelegenheit, auf Kongressen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung die soziale Frage als die Kernfrage des heutigen Staates zu bezeichnen. Der Deutschen Volkerversicherung stand er als Aufsichtsratsvorsitzender von 1911 bis 1922 vor. Der Name des Verstorbenen wird in der Geschichte der deutschen Sozialpolitik fortleben.

Inhalt: Was wir doch hat Heim. Von abner leben. Soziale Rechte und Schutz. Erklärung von der Hingabe. Das Wodaseln. Aus der Zeit der Zeitbewegung. Briefchen. Von Reisen und Wodaseln. Berlin. Das wichtigste Teil der Hingabe. Bekanntmachungen. Auf dem Kirchhof. Traueranzeigen.